

DAS LEBEN DER ARMEN

Ich hatte keinen Zweifel daran, Meridian war der König der Armen.

Und er war nicht nur durch seine Geburt dazu geworden, sondern vor allem durch die Einsicht in seine Berufung. Ich wusste, niemand hatte ihn dazu ernannt oder gewählt – es war ab einem gewissen Zeitpunkt zu seiner eigenen Entscheidung geworden. Aber jeder der ihn kannte oder auch nur das erste Mal sah, wusste, dass nur er es sein könne.

Meridian lebte in der Wohnung unter mir und er unterschied sich auf eine gewisse Weise viel weniger von den anderen Menschen, als man zuerst annehmen wollte. Er machte ja nichts anderes als das, was alle taten, nämlich er wählte eine Rolle, und füllte sie nach seinen besten, eigenen Maßstäben aus. Und kann etwas verrückt sein, was von allen getan wird?

Er war einfach Teil seiner Zeit, in der man mühelos zwischen verschiedenen Rollen hin und her wechselte und sie gekonnt auszufüllen versuchte. Am Ende entschied er sich letztendlich für ein einziges Rollenfach, das nämlich, welches die größte Fallhöhe für ihn bereithielt. Denn obwohl ein Armer nach den allgemeinen bürgerlichen Maßstäben bereits ganz unten angekommen war – was ich nicht glaube –, hatte er als König doch auf einmal eine große Verantwortung zu tragen. Nämlich eine Verantwortung, sich zu zeigen, zu repräsentieren, kurz, vorbehaltlos an die Öffentlichkeit zu gehen. Und damit nahm er natürlich sehr erwachsen, sehr konzentriert an diesem Leben teil, das einen ja immer dazu aufforderte, sich zu zeigen, sich darzustellen. Das er dies getan hat, hat ihn mir wirklich vertraut gemacht – nicht die Tatsache, dass er nur ein Stockwerk unter mir wohnte.

Ich denke, seine Aufgabe, die Aufgabe eines Armen im Allgemeinen, ist, durch seine pure Anwesenheit die Reichen reich zu *machen*. Denn ein Reicher ist natürlich nur reich, weil es jemanden gibt, der im Gegensatz zu ihm arm ist. Wären alle reich, gäbe es weder Arme noch Reiche – und das könnten wahrscheinlich weder die Reichen noch sogar die Armen ertragen. Aber dazu musste man die Armen auch *sehen* können. Es hilft niemandem, wenn sie unentdeckt in ihren Löchern dahinvegetieren.

Deshalb hatte Meridian alle Insignien der Macht, seiner Macht. Er trug an mehreren Tagen in der Woche zu bestimmten Zeiten eine Papierkrone, die er sich von einem Burgerrestaurant überreichen hatte lassen. Fast untrennbar verwoben mit seiner linken Hand war eine Fernbedienung, die öfters ausgewechselt wurde, damit sie dem neuesten technischen Standard entsprach. Auf dem Cordsofa sitzend hielt er sie mit graziler Vorsicht und spiritueller Ehrfurcht wie ein Zepter.

Etwas weniger auf der intellektuellen Höhe seiner Zeit war sein obsoleter Glaube daran, dass Macht in den Bauch fuhr, dass sich Machtfülle auch in Leibesfülle zeige. Und da er augenblicklich der einzige wahrhafte König der Armen genannt werden konnte, er dadurch unumschränkte, ja absolute Macht genoss, hielt er einen Bauch bereit, der sein rostbraunes Cordsofa einem ordentlichen Gewicht aussetzte. Dieses Gewicht entsprach in etwa dem gesellschaftlichen Druck, dem er selbst ausgesetzt war – und den er eben einfach an das Cordsofa weitergab.

Diese Art von Gewalt war sein ureigenstes Privileg, und es gab sicher niemanden, der es ihm hätte abspenstig machen wollen.

Am allerwenigsten sicher die sogenannten Könige der Reichen. Denn gerade sie waren es ja die Macht, besonders Gewalt, woher sie auch kam, respektierten. des weiteren würden sie sich hüten, sicher aus gut verstandenem Respekt, die Privilegien der Armut anzutasten, auch nur zu berühren, denn gerade das Wort Privileg kannten sie aus ihrer eigenen Sprache. Und wie sollte man jemandem etwas verweigern, dass man für sich selbst in Anspruch nahm?

Der Bauch also war ein entscheidender, im Wortsinn spezifisches Merkmal von Meridians Konstitution, des gesamten Wesens dieses wirklich Adligen. Hätte man ihn gewogen, dann das Gewicht verglichen mit den Kenn-

zahlen und Eckdaten anderer Bäuche, hätte man weiterhin nur diese Eckdaten zur Hand, und nicht den Bauch vor Augen, würde man sich sicher dieses Bild des Bauches machen: Er begänne direkt unter fast weiblichen Brüsten, wölbte sich dann mächtig nach vorne, fiel dann in schweren Fettfalten über den Unterbauch, gar über das Geschlecht.

Nur, dass es sich nicht so verhielt. Zahlen sind eben nicht alles.

Wirklich beginnt dieser Bauch nämlich erst in der Höhe des Nabels, dann einer bestimmten Linie, etwa dem Graph einer Funktion folgend, schießt er spitz zulaufend, fordernd, gleichzeitig wie sich bis in alle Ewigkeit entschuldigend, nach vorne, nimmt seine ganze Masse erst jetzt, wirklich erst jetzt, auf, beendet dann, in der gleichen Abruptheit, in exakt dem gleichen funktionalen Bogen, wie er begann, seine Existenz, um am Ende weder über den Unterbauch, noch über das Geschlecht zu hängen.

Meridian, unzertrennlich verbunden mit seinem Bauch, unzertrennlich verbunden mit seiner zepterartigen Fernbedienung, hatte selbstverständlich noch weitere Attribute, die aber verglichen damit austauschbar waren: fleischige, demütige Schultern, einen im Ganzen unförmigen, missachteten Körper, und eine heisse Vorliebe für sein rostbraunes Cordsofa. Aber hält nicht jeder König seine Audienz in der Umgebung ab, die ihm am liebsten ist, weil sie der Ausstrahlung seiner Macht am ehesten entspricht?

Und genau deshalb, weil er seine Umgebung so liebte, natürlich auch, weil ein König ein öffentliches Leben führen sollte – ein König der Armen aus gewissen Gründen umso mehr – zeigt er dieses Leben der ganzen, interessierten Welt via mehrerer Webcams im Netz.

Auch wenn ich nicht oft bei Meridian zu Besuch gewesen bin – ich glaube es war in Wahrheit nur zwei Mal –, war es mir doch möglich, Einblick bis in geringste Details seines Lebens zu bekommen. Wobei vermieden werden soll, dass *gering* irgendein Beigeschmack von geringschätzen, überhaupt eine Klassifizierung anhafte. Meridians Maßstab, seine Art sich selbst im Netz darzustellen, zeigte aber eindrucksvoll, dass es in seinem Leben nichts Geringes gab, vielmehr dass alles gleichwertig, ebenbürtig und nicht beliebig nebeneinander stand.

Kurz, alles war wichtig, wert, gezeigt und beobachtet zu werden.

Eines Tages hatte ein Zitat eines berühmten Fliegers einen unlöslichen Eindruck in ihm hinterlassen. Der Flieger hatte darauf hingewiesen, dass ihm eindrücklich ins Bewusstsein gekommen sei, wie wichtig, auf seinen Erfahrungen aus der Schweinezucht basierend, die gute Herkunft einer heiratsfähigen jungen Frau sei. Derart sensibilisiert lenkte auch Meridian seine Aufmerksamkeit auf die Schweinezucht, bereit, sich deren Errungenschaften zunutze machen.

Dies geschah in der Adaption von Abferkelkäfigen an die Bedingungen der menschlichen Existenz.

Wie sicher die meisten wissen werden, dienen Abferkelkäfige dazu, den frühen Ferkeltod zu vermeiden. Die Muttersau, die sich in Gefangenschaft, vielleicht aus Erschöpfung oder Depression, kurz nach der Geburt der Ferkel einfach zur Seite fallen lässt, landet auf ihrer Brut und erstickt so das schwache Junggeborene. Da auf diese Weise jeweils 10-13 Prozent der Jungschweine eines Jahrgangs sterben, hat man Abferkelkäfige entwickelt, die genau dies, das unkontrollierte Umfallen der Muttersau, verhindern sollen; und dies auch tun. So konnte die Quote an frühtoten Ferkeln um etwa 30 Prozent gesenkt werden.

Meridian, der, als wahrer König der Armen, nicht nur sein eigenes Auskommen, sondern selbstverständlich auch das seiner imaginären Untertanen im Auge hatte, fand hier die Antwort auf die Frage, wie ein früher, sicher niemandem nützender Tod, von Armen verhindert werden kann. Von Armen, die aufgrund mangelhafter gesundheitlicher Vorsorge, aufgrund ebenso mangelhafter Pflege und Versorgung im Falle einer Krankheit, oft gezwungen waren vorzeitig ihr Leben zu beenden. Ausserdem konnte so natürlich das unstillbare Interesse der meisten Menschen am Leben der Armen befriedigt werden.

Das Prinzip des Schutzes im landwirtschaftlichen Zuchtbereich konnte, und das war die eigentliche Entdeckung, mit gewissen Veränderungen in den Humanbereich übernommen werden.

Als Meridian einen Bericht über die Abferkelkäfige im Fernsehen gesehen hatte, sagte er: »So isses.«

So begann dieses Experiment, dem er sich selbst unterzog.

Ein beobachteter Armer ist ein guter Armer, manche sagen sogar, *nur* ein beobachteter Armer ist ein guter Armer. Vielleicht denken aus bestimmten Gründen manche Arme selbst so, denn sie erklären sich ja mit jeder Art von fürsorglicher Kontrolle durchaus einverstanden. Eigentlich waren die Armen so schon in bester Weise auf Meridians Applikation vorbereitet. Ausserdem: Man muss nicht reich sein, um die Gesellschaft voranzubringen. Im Gegenteil. Oft waren es arme Künstler, geniale Entwickler oder Entdecker, die die Avantgarde bildeten. Die Armen, die sich gutwillig ausstellen und beobachten lassen, sind in dieser Hinsicht die Avantgarde der Gesellschaft, ein Abbild einer zukünftigen Entwicklung.

Meridian im Übrigen reihte den Abferkelkäfig in eine Reihe von, wie er sie nannte, *apps for the poor* ein. Dies sei vor allem erwähnt, um zu zeigen, wie gründlich dieser Mann vorging, wie gewissenhaft er sein Amt auszufüllen verstand.

Als er mir das einzige Mal von seiner Entdeckung erzählte, zitterte er am ganzen Körper, der Bauch wie erigiert vor Erregung.

»Ein gut beobachteter Armer ist ein guter Armer, weil man ihn so davor bewahren kann, etwas Falsches zu machen.«

Dies war im Grunde genommen alles, was er mir dazu sagte. Denn von nun an lebte er sein öffentliches Leben im Netz. Und was soll einer schon groß zu sagen haben, wenn alles öffentlich einzusehen ist?

Eines Abends sah ich ihn im Netz, als er geknickt und verstimmt war, selbst sein niemals müdes Zepter, dass er sonst mit vollendeter Geschicklichkeit zu bewegen wusste, hing schlaff, wie reglos, und irgendwie abgetrennt an seinem Unterarm herab. Er hatte sich ein Pappschild, wahrscheinlich aus irgendeinem Umzugskarton, herausgeschnitten und mit weißer Farbe darauf geschrieben:

WER WILL DAS ALLES WISSEN.

Statt eines Fragezeichen war am Ende des Satzes nur ein Punkt, es schien nicht als Frage gedacht zu sein, eher als trotzig Feststellung.

Es muss der Vollständigkeit halber leider gesagt sein, auch wenn es ein wenig zu seinen Ungunsten spricht, denn seine Handlungen, so erschien es mir, wurden zunehmend von Trotz und einer kindlichen Uneinsichtigkeit in seine Situation bestimmt. Denn obwohl sein Vorgehen immer noch, und das in jeder Hinsicht, von allen sozialen Normen und Vorgaben gedeckt war, entdeckte sich doch ein gewisser missionarischer Eifer wie ein Erzflöz in seinem Charakter. Die führte dazu, dass sein Blick für die gesellschaftlichen wie die eigenen Realitäten nicht mehr mit der analytischen Kraft die Welt durchleuchtete, wie man es von ihm zuvor gewohnt war.

Bis zu diesem Punkt hatte der Staat ihm Arbeitslosengeld bezahlt. Er jedenfalls nannte es seine Apanage.

Eines Tages, im Treppenhaus, als er mit Brötchen die Treppe herauf kam, sagte er zu mir: »Die Angst ist der Treibstoff für den wirtschaftlichen Fortschritt. Man muss den Menschen zurechtstutzen, seine Gedanken, dafür muss man sich beobachten lassen. Wieviel Leid kann verhindert werden, wenn man alle im rechten Moment beobachtete.«

Von nun an verzichtete er auf seine Apanage. Der Staat, und damit ja der Großteil der sozialen Gemeinschaft, schien seine entscheidende Rolle nicht mehr anzuerkennen. So dachte er. Was sicher auf der einen Seite ein kurzatmiger Irrtum war, auf der anderen Seite selbstverständlich eine nur folgerichtige Entscheidung, denn ein Armer muss schließlich arm sein. Und war Meridian wirklich arm?

Außerdem, machte der Staat nicht genau das, was Meridian tat?

Er zwang, sicher auch zu Meridians Gunsten, den König der Armen zur Offenbarung.

Man war dahinter gekommen, dass seine Wohnung geradezu vollgesopft war mit allerneuestem und allerbestem technischen Material. Digitale Kameras, mehrere Rechner, die Hälfte eines Zimmers nahm eine gewaltige *tape-library* ein, da er längst dazu übergegangen war, den mächtigen Datenstrom auf Magnetbändern zu sichern. Alle technischen Geräte waren eingebunden in die Datensammlung. Online konnte immer eingesehen werden, was sein Kühlschrank enthielt, welche Fernsehsendungen er zum Anschauen markiert hatte, wie warm das Badewasser in die

Wanne lief und wie hoch sein Blutdruck gerade war. Selbstverständlich wurden jegliche digitale und analoge Kommunikation in Echtzeit übermittelt: Alle Chatprotokolle, die er nutzte, Telefon, Email und natürlich das gesprochene Wort, das mit ausgezeichneten Richtmikrofonen mitgeschnitten wurde. Die Geräte auf dem neuesten Stand, die enormen Stromkosten, dies erregte das Misstrauen der staatlichen Stellen, und ihm wurde die Bedürftigkeit abgesprochen. Seine, nun ja, Apanage sollte gestrichen werden. Aber er kam dem zuvor, und verzichtete seinerseits darauf.

Während dieser ermüdenden Auseinandersetzungen, Darlegungen, Erklärungen, traten auf wundersame Weise die, wie erwähnt, durchaus nicht singulären Charakteristika, die schuldbehafteten Schultern, die mahelnden Kiefer, die Knie, die ständig, noch vor den Füßen, den Kontakt zum Erdboden suchen wollten, kurz alles nicht Einzige wieder hervor. Er nahm gebeugt und desillusioniert wieder eine Haltung ein, die jedem aus dem Heer der versteckten Armen anstehen würde.

Aber doch nicht ihrem König!

Was soll aus diesem Heer erwachsen, wenn selbst der König sich dem Elend ergab, über das er eigentlich gebieten sollte?

Ich muss sagen, dass er in seiner Situation wirklich Glück hatte. Vielleicht war es das Glück des Tüchtigen. Ungenannte Sponsoren verhalfen ihm zu einer ausschließlichen Hingabe an die Existenz der Armut und der Datensammlung- und Offenlegung.

Trotzdem blieb die darauf folgenden Tage erst einmal regungslos vor der Cordsofakamera sitzen – der Bauch eingefallen wie eine ungestärkte Zipfelmütze –, und brütete vor sich hin. Mir schien schon da, dass er auch etwas ausbrütete, dass es ihm vor allem daran gelegen war, der neuen Situation angemessen begegnen zu können.

Dies war die Zeit, in der er die Erforschung des Prinzips von Abferkelkäfigen für Menschen vorantrieb und zum beherrschenden Prinzip seines Lebens machte.

Das Prinzip dieser Vorrichtung ist natürlich die Kontrolle, und dieses Prinzip versuchte er auch mit seiner Vorgehensweise zu verwirklichen. Wie gesagt erschien mir sein Verhalten schon zu einem großen Teil von Trotzigkeit und einer fast kindlichen Widerborstigkeit bestimmt. Da er ja zu diesem Zeitpunkt längst jeder staatlichen Unterstützung ledig war, hätte er aus diesem Grund sicher nicht eine so unmissverständliche, alles durchdringende Ehrlichkeit seinem Leben aufpressen müssen. Niemand forderte von ihm, sein Leben über das Netz öffentlich zu machen.

Er, der nur wenige Treppenstufen unter mir wohnte, und den ich trotz dieser Nähe, wie gesagt, nur wenige Male in seiner Wohnung selbst besucht hatte, er wurde mir jetzt bekannter, vertrauter selbst als meine näheren Angehörigen oder Freunde. Ich wusste bald, manchmal fast auswendig, wieviel er für seine Einrichtungsgegenstände, seine Elektrogeräte oder seine Küchenschränke bezahlt hatte (und wo er sie gekauft hatte). Noch heute ist mir bekannt – und obwohl ich schon mit leichter Verzweiflung versucht habe, es zu vergessen, lässt es sich nicht dauerhaft aus meinem Kopf verbannen –, dass er für eine Klobürste aus dunkelblau getöntem Plexiglas, in deren Griff bunte Plastikfische schwimmen, 4 Euro 95 in einem türkischen Kramladen bezahlt hatte. Nicht dass ich es unbedingt hatte wissen wollen, jedoch hatte er alle seine Gegenstände in seiner Wohnung mit überdimensionierten Preisschildern ausgestattet, auf denen nicht nur der Preis, sondern auch der Ort des Kaufs und das Kaufdatum stand. Da er in jedem Raum in seiner Wohnung, einschließlich der Toilette, eine Webcam installiert hatte, und die Bilder aus den verschiedenen Räumen über das Netz ausgestrahlt wurden, war es fast unmöglich, diese Informationen nicht aufzunehmen. Ich weiß noch genau, wie ich am Frühstückstisch saß, und Einblick in seine Toilette nehmen musste, in den Raum und in seine eigene Morgentoilette dazu, wie ich etwas betreten zu Seite sah, und wie sich mir in quälenden Sekunden der Preis der Toilettenbürste ins Gedächtnis, vielleicht für immer, schwelend einprägte.

Ich erinnere mich genau an die Umstände meines zweiten, des bisher letzten Besuchs, auch an die Gefühle, die er in mir wachrief. Es war vor allem ein tiefes Mitleiden mit diesem armen Menschen, und ein gewisses Maß an Genugtuung, dass ich Einfluss darauf nehmen konnte, dass er seinen weiteren Weg etwas weniger gewaltsam oder rigide ging, ohne dabei den Motiven seines Handelns untreu zu werden.

Meridian lief an diesem Nachmittag in dem mit schweren, braunen Filzvorhängen verdunkelten Zimmer auf und ab, und teilte mir mit, dass er beabsichtige, die Wohnung überhaupt nicht mehr zu verlassen, nicht um sich von der Welt zurückzuziehen, sondern sich rückhaltlos in die Welt zu begeben. Die Schultern waren an diesem Tag vielleicht etwas weniger als sonst von einer allgemeinen Schuld niedergedrückt; so schien es mir, was ich im Halbdunkel, aufgehellt vom Flimmern der Bildschirme, sehen konnte.

»Sie könnten mir und meiner Mission helfen«, sagte er und warf die Worte dabei wie unachtsam zu Boden.

»Wie kann ich das?« fragte ich, augenblicklich entschlossen, vielleicht ihm, in einem angemessenen, üblichen Rahmen zu helfen, nicht aber einer Mission, wie immer sie auch geartet war.

»Ich habe in jedem Zimmer eine Webcam. Man kann jeden meiner Schritte im Netz verfolgen. Ich will mich dem nicht entziehen, indem ich das Haus verlasse. Sie könnten mir ab und zu etwas zum Essen mitbringen, ich meine ab und zu, wenn Sie selbst einkaufen.«

Ich setzte mich auf einen der Cordsessel, die in dem blaugrauen Schimmer, der das Zimmer erfüllte, wie entleerte Aquarien wirkten.

»Sie wollen ein öffentliches Leben führen, das haben Sie mir gesagt.« Ich überlegte. »Ein öffentliches Leben zu führen, heißt nicht, ein unrealistisches Leben zu führen, ich meine ein Leben, das von niemandem nachvollzogen werden kann.«

Es viel mir schwer, die richtigen Worte zu finden. Irgendwie hatte ich das Gefühl, das Schlimmste verhindern zu müssen, und dies konnte ich nur durch sorgfältigste Auswahl der Worte. Nur, es gelang mir nicht. Ich hoffte, dass er wenigstens die Anstrengung, das Bemühen, das hinter meinen Worten lag, unbewusst würdigte. Ich halte es durchaus für zynisch, einem armen Menschen nichts als Worte anzubieten, aber bei einem König der Armen hätte nichts anderes eine Wirkung gezeigt. Meridian gierte gewissermaßen nach Worten.

Ich war erleichtert, dass Meridian meine Anregung aufnahm, indem er einfach das Maß seiner Beobachtung ausweitete.

Trotz seiner Armut war es ihm immer möglich gewesen, mit der neuesten elektronischen Entwicklung stand zu halten. Es war auf den ersten Blick unerklärlich für mich, dem das Geld auch nicht leicht zufloss, obwohl ich niemals mit dem König der Armen in einen Wettbewerb hätte treten wollen. Ich erklärte es mir damit, dass Meridian in seinem ganzen Wesen eine avantgardistische Haltung verwirklichte. Er hatte einfach den täglichen Informationsfluss von seinem realen gesellschaftlichen Status abgekoppelt. Er nahm Information auf wie einen lebenserhaltenden Blutstrom. Mit der Hingabe an diese Zirkulation nahm er mindestens so stark am sozialen Leben teil wie jemand, der einer einflußreicheren sozialen Klasse angehörte.

Meine freundliche Ermahnung nahm er so auf, dass er von nun an ausschließlich mit zwei weiteren Webcams das Haus verließ, und sich so bei seinen täglichen Verrichtungen aufnehmen ließ, was sofort ins Netz eingespeist wurde.

Sein Gang, der schon vorher nicht gerade harmonisch war, seiner schwachen Haltung und dem ungünstigen Schwerpunkt durch den überdimensionierten Bauch geschuldet, änderte sich nun durch den Zeitdruck, dem er sich freiwillig unterwarf. Da er sich bei den Zeiten seiner Ausgänge an die Dauer der Akkus richten musste, konnte er nicht mehr seinen schleppenden, auch gemütlichen Gang von zuvor aufrechterhalten. Er gewöhnte sich an, mehr aus den Knien heraus zu gehen, wippend, bedingt durch sein leicht schleifendes Nachziehen der Füße, wippte er jetzt auch mit dem Oberkörper hin und her. Ich musste manchmal an ein Stehaufmännchen denken.

Wieder kann ich leicht die Erinnerung an einen lauen Sommerabend wachrufen, als ich ihn im Internet sah.

Watschelnd, wippend, mit einem Spazierstock, den er seit Neuestem immer mit sich führte, um sich von seinem eigenen Gewicht zu entlasten. Er ging der untergehenden Sonne entgegen, zuversichtlich wie immer, seine Pappkrone keck, leicht schief, auf dem Haupt sitzend. Ein Bild eines Menschen, das einem für immer im Gedächtnis bleibt. Obwohl er auch hier nicht das Prinzip des humanen Abferkelkäfigs verriet, und sich in jeder seiner Bewegungen beobachten liess, war es mir doch lieber, ihn draußen, im Freien, vor einer rotglühenden Sonne zu sehen, als in seinem dunklen Heim unter mir.